

**JOSEPH
ROTH**



*Berliner
Flair*

BeBra Verlag



JOSEPH ROTH

*Berliner
Flair*

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Ingrid Feix

BeBra Verlag

INHALT

Bei den Heimatlosen	6
Eine Prügelzene im Café Größenwahn	12
Wie die Arbeitslosen studieren	14
Wenn man Arbeit sucht ...	17
Vorschläge zur Behebung der Wohnungsnot	21
Nächte in Kaschemmen	25
Rundgang um die Siegestsäule	35
Schillerpark	37
Die tönende Mauer	40
Abschied von Castans Panoptikum	45
Wolkenkratzer	49
Berliner Saisonbericht	53
Der moderne Berliner	57
Ein halbes Jahrhundert im Zuchthaus	60
Berliner Bilderbuch	64
Stunde im Frühlingsrummel	76
Ein Unpolitischer geht in den Reichstag	79
Bekanntnis zum Gleisdreieck	84
Die Kanzel im Chaos	88
Das XIII. Berliner Sechstagerennen	91

Totenfeier um Mitternacht	97
Bekehrung eines Sünders im Berliner Ufa-Palast	99
Die westlichen Ghettos – Berlin	102
Das ganz große Warenhaus	112
Der Kurfürstendamm	116
Berliner Saison-Beginn	120
Die neue Bohème	124
Die neue Waschmaschine	128
Sonntags zwischen vier und sechs	132
Nachwort	137
Literaturhinweise	141
Über die Herausgeberin	142
Editorische Notiz	143

BEI DEN HEIMATLOSEN

Der Revers

Nr. ... P.B.

Verhandelt Berlin, den ... 1920.

Der ... wurde angewiesen, binnen fünf Tagen ein anderweitiges Unterkommen sich zu beschaffen, widrigenfalls und wenn er nicht nachweisen könne, dass er solches aller angewandten Bemühungen ungeachtet nicht vermocht habe, er wegen Nichtbeschaffung eines Unterkommens werde bestraft werden. Demselben wurde auch ausdrücklich bedeutet, dass nach § 361, Nr. 8, des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich diese Strafe in Haft bis zu 6 Wochen besteht und nach § 362 ebenfalls auch auf Überweisung in ein Arbeitshaus erkannt werden könne.

v. g. u.

Unterschrift des Obdachlosen

Unterschrift des Kriminalschutzmanns.

Das ist die eigentliche Ursache der vorgestrigen *Revolte der Obdachlosen* in der Fröbelstraße. Es waren meist Jugendliche, von einem Abenteurer Aufgehetzte, einem früheren Baltikumer. Die jugendlichen Obdachlosen hielten in Weißensee eine Versammlung ab und beschlossen, das Heim zu stürmen. Ein Beamter, der sie beruhigen wollte, wurde blutig geschlagen und musste ins Krankenhaus gebracht werden. Sicherheitspolizei musste einschreiten. Einige der Missetäter sind schon verhaftet. Aller wird man wohl nicht habhaft werden.

Das oben zitierte Schriftstück ist der *Revers*, den alle, die das Obdachlosenheim in der Fröbelstraße aufsuchen, unterzeichnen müssen. Das Deutsch, in dem diese Urkunde der Menschlichkeit abgefasst ist, entspricht der Menschlichkeit, die sie bekundet. Die jugendlichen Pseudorevolutionäre haben sich gewiss nicht gegen das verschrobene Deutsch und die ungrammatische Humanität empört. Sie wollten einfach ein bisschen stürmen – »Freiheit«, rief die wilde Begierde – ein bisschen zeigen, dass man »wer ist« und den Tatbestand der Republik beweisen. Aber begreiflich wäre die tätliche Empörung auch dann (wenn auch nicht zu entschuldigen), wenn sie ehrlich wäre und nicht die Folge der Gewissenlosigkeit eines sittlich Gestörten. »Widrigenfalls und wenn« jemand nicht nachweisen könne, dass er ungeachtet aller Bemühungen kein Unterkommen gefunden habe, – muss das bestraft sein? Haft bis zu sechs Wochen? Beweist nicht eher die Geschicklichkeit, sich nach fünf Tagen heutzutage in Berlin eine Wohnung zu beschaffen, Reife fürs Gefängnis? Die Verordnung ist alt, sie stinkt nach Moder und sie wird ja jetzt auch abgeschafft werden. Jetzt, nachdem ein pflichtbewusster Beamter, ein menschenfreundlicher, das Opfer einer losgelassenen Bestialität geworden, der eine gesetzliche Verordnung selbst das Ventil geöffnet hat.

*

Das Haus

Rote Ziegelsteine. Die trostlose Uniform aus Strenge und Dauerhaftigkeit, an der bei uns zulande Behörden, Spitäler, Gefängnisse, Schulen, Postämter und Gotteshäuser zu erkennen sind. Vergeblich bemüht sich ein Garten mit herbstbunten Bäumen, der Staatlichkeit des Unternehmens einen rührenden Zug zu

verleihen. Das Haus bleibt ziegelrot und Behörde und sieht aus, wie gewaltsam mitten in Natur hineingestellt. Die Fröbelstraße ist übrigens in einer Gegend Berlins, in der überhaupt eine ziegelrote Atmosphäre herrscht. Rechts ein Bretterzaun um einen freien oder halbfreien Platz und etwas weiter ein einsamer Waggon, offenbar von fahrendem Volk. Die Prenzlauer Allee verdankt ihren verführerischen Namen den paar schwind-süchtigen Bäumen, die dem vorstädtischen Pflaster der Armut entsprossen und nicht der Natur, sondern einer Magistratsverordnung zufolge Bäume sind. Vorn ist das Spital, rückwärts das Obdachlosenasyll. Vor dem Eingang grüßt Polizei freundliches Willkommen allen jenen, die ihr zu entgehen trachten. Die Gänge sind kahl, mit weißgetünchten Amtsgesichtern. Der Oberinspektor, ein großer, blonder, gütiger Mensch, der so viel versteht, weil er so viel schon gesehen. Die Beamten tragen hier überhaupt Menschlichkeit unter der Uniform. Wer das Elend zu beaufsichtigen hat, kann das Laster verzeihen. Alle Beamten des Staates müssten je einen Monat im Heim für Obdachlose Dienst tun, um Liebe zu lernen.

*

Saal und Menschen

Der Saal ist ungeheuer lang und verhältnismäßig schmal. Man könnte hier spazieren gehen, stünden die Betten nicht quer, militärisch in zwei Reihen einander gegenüber. In der Mitte im Gang, der Länge nach auch Betten. Eiserne nackte Gestelle, Büßerbetten aus Drahtnetzen. Jeder Obdachlose bekommt eine dünne Decke aus Papierstoff, die allerdings rein und desinfiziert ist. Auf diesen Betten hocken sie, schlafen sie, lagern sie, die Heimatlosen. Groteske Gestalten, als kämen sie alle aus den

Armen- und Abenteuerromanen der Weltliteratur. Fast sind sie unwirklich. Alte Männer in Lumpen, mit grauen Bärten, Landstreicher, die Huckepack ein Bündel Vergangenheit auf gekrümmten Rücken schleppen. Ihre Stiefel tragen den Staub zerwanderter Jahrzehnte. Männer in mittlerem Alter, in halben Uniformen, mit braunen Gesichtern, aus Hunger und Härte gemeißelten. Jugendliche in schlotternden Beinkleidern, mit Augen, in denen sich Gehetztheit und Trotz mischen. Frauen in braunen Lumpen, schamlos und scheu, neugierig und gleichgültig, flackernd und resigniert. Je hundert in einem Saal. Frauen, erwachsene Männer und Jugendliche getrennt. Es dauert ungefähr zwei Stunden, ehe ein Schub beisammen ist. Von vier Uhr nachmittags bis neun Uhr abends ist Aufnahme. Eine Schüssel dampfender Suppe bekommt jeder. Wer gar zu elend aussieht, kriegt mehr. Jeden Morgen ist Krankenmeldung. Es melden sich viele. Viele haben Fußleiden. Es sind Menschen, die ein Lebensalter wandern müssen. Etwa fünfzig Prozent Geschlechtskranke. Die meisten sind verlaust. Es kostet schwere Mühe, sie zu einer Reinigung zu bewegen. Durch die Desinfektion werden die Kleidungsstücke ruiniert. Sie wollen lieber mit unversehrten Läusen leben als mit noch mehr zerfetzten Kleidern.

*

Die Familien

Die Familien wohnen in getrennten Holzbuden, die in den Sälen zurechtgezimmert wurden. Manche haben sich's gemütlich eingerichtet. In jeder Saalecke ist eine Gasflamme und ein kleiner Herd. Hier können die Frauen kochen. Wäsche hängt auf ausgedehnten Schnüren und trocknet im Dunst von warmen Speiseresten, Verdauung und Gemeinschaft. In jeder Stube eine Gas-

lampe. Flüchtlinge hausen hier. Aus Preußen, dem Rheinland, Holstein. Sie kennen einander. Sie statten einander Besuche ab. Manche haben ein paar gerettete Möbel mitgebracht und mühselig neue zusammengerafft. Ich stelle mir vor, dass die Frauen zuweilen auch miteinander streiten. Vielleicht eines Kindes oder eines Topfes wegen. Solcher Kleinigkeiten wegen können Arme streiten. Die Kinder sind blond und ein bisschen ungewaschen. Sie haben keine schönen Spielzeuge und ihre Welt ist ein Hof, zehn Kieselsteine, ein Baum und die Umgebung. Oh, die Umgebung ist das Schönste.

*

Der Oberstleutnant

Ich saß bei ihm, mit ihm in seiner Holzbude. Der Herr Oberstleutnant Bersin ist ein russischer, zaristischer, geflüchteter Offizier. Seit April in Berlin. Er ist alt und stolz und steif. Ein bisschen schief geht er, die Welt ist ja so schief geworden. Revolution! Batjuschka Zar ist nicht mehr. Wo ist der Zar? Wo sind die Epauletten? Wo ist der Generalstab? Wo ist Russland, das große Russland? Er hat den chinesischen, den japanischen, den Weltkrieg mitgemacht. Er war Oberstleutnant im Generalstab. Zuletzt in Riga. Er spricht sehr gut Deutsch und freut sich, dass er mit mir Russisch sprechen kann. Neben seinem Bett liegen Zeitungen und Bücher. Er liest alles, was er bekommt. Seine Offizierskappe hängt an der Wand. Er zeigt sie mit sehr viel kindlichem, rührendem Stolz, wie ein Knabe eine Trommel etwa. Er möchte gerne arbeiten. Er will der Stadt nicht so zur Last fallen. Er ist Oberstleutnant. Wie lange können noch die Bolschewiken herrschen? Noch ein klein wenig! Das ist ja Wahnsinn! Revolution machen! Offizieren Achselklappen

herunterreißen! Wo ist der Zar? Batjuschka Zar? Wo ist Russland? Er hat Familie. Seine Kinder – vielleicht sind sie schon verheiratet, geflüchtet, oder gar tot! Was ist das für eine Welt? Eine schiefe Welt! Armer, armer Oberstleutnant! Die Geschichte hat einen Purzelbaum geschlagen und der Oberstleutnant ist ins Nachtsyl gefallen.

*

Früher einmal lebten Tausende vorübergehend im Obdachlosenheim. Jetzt durchschnittlich tausend jede Nacht. Am Morgen werden zwei, drei Säle von der Polizei durchforscht. Sie findet manchen, den sie gesucht hat.

Es gibt auch andere, die man gar nicht mehr mustert. Man kennt sie. Seit zehn Jahren und mehr kommen sie ins Asyl. Stammgäste. Stammobdachlose. Das Vorläufige ist ihnen unveränderliche Lebensform geworden und in der Heimatlosigkeit sind sie zu Hause.

Neue Berliner Zeitung / 12-Uhr-Blatt, 23.9.1920

EINE PRÜGELSZENE IM CAFÉ GRÖSSENWAHN

Gestern um die neunte Abendstunde erlitt das »Café Größenwahn« den Besuch des Herrn Hauptmanns Hermann Freist, der, betrunken, in Zivil zwar, aber kriegerisch gesinnt, mit Todesverachtung einen friedlichen Literatentisch stürmte, das Geschirr zu Boden warf und den Schriftsteller Anton Kuh ins Gesicht schlug, ohne jede andere Veranlassung, als die, dass ihn, den Orgeschmann, infolge seiner Trunkenheit, die ganze Macht der Gewohnheit aus der Wilhelminischen Muskel- und Militärdiktaturzeit überkam und also ein Grimm in ihm aufstieg gegen ein geistiges Antlitz, das derzeit nicht mehr von einer Helden- und Kanonenfutteruniform entstellt war. Während um den überfallenen Tisch die empörten Gäste sich sammelten, um den Hauptmann Freist in die Wirklichkeit einer halbwegs republikanischen Freiheit zurückzurufen, erschien stockschwingend ein Herr namens Stephan Wassermann, der, unvermittelt zwar, aber offenbar aus angeborener Veranlagung gegen »die Juden« zu wüten anfang und die weiblichen Gäste des Cafés in jener gewählten Weise beschimpfte, wie sie im Zeichen des Hakenkreuzes selbstverständlich und bei rechtsseitigen Putschorganisationen üblich ist.

Der überfallene Schriftsteller, der Herr Hauptmann, der Herr Wassermann und die Zeugen begaben sich in das Polizeirevier in der Mommsenstraße, wo der Hauptmann, nüchtern geworden durch die Aufregung und infolgedessen ganz unmilitärisch-

feige, die Lage so darzustellen versuchte, dass er selbst im Kaffeehaus überfallen worden sei und sich nur zur Wehr gesetzt habe. Es stellte sich heraus, dass der Hauptmann Feist und der Stephan Wassermann Wohnungs- und Gesinnungsnachbarn sind und gemeinsam nach ungarischem Horthy-System einen Feldzug unternommen hatten, um ihren Zorn gegen die noch vorhandene Geistigkeit auszutoben und die letzten Stinkgasreste der großen Zeit gegen jene zu blasen, die angeblich an der Republik schuldig sind.

Die deutsch-österreichische Staatsbürgerschaft des Schriftstellers Kuh veranlasste die Herren Feist und Wassermann, die – *Ausweisung sämtlicher Ausländer* zu verlangen. Schließlich wurden die Personalien aller unmittelbar Beteiligten und der Zeugen aufgenommen.

Der Herr Hauptmann und sein Begleiter zogen ab, obwohl die Polizei besser getan hätte, die Straßen Berlins vor der Gefahr der beiden zu bewahren. Ob sie unbehellig nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht.

Ich weiß nur, dass die Sitten des reaktionären Ungarn trotz der geforderten »Ausweisung aller Ausländer« in Deutschland von den Hakenkreuz-Kulturbazillenträgern verbreitet werden. Dass wir anfangen müssten, Berlin vor Budapest zu schützen und jene Berliner, die von Beruf Budapester sind, nach Ungarn auszuweisen.

Neue Berliner Zeitung / 12-Uhr-Blatt, 13.11.1920

WIE DIE ARBEITSLSEN STUDIERN

Im Museum für deutsche Volkskunde in der Klosterstraße traf ich die Erwerbslosen. Zwölf im Ganzen. Zwölf Erwerbslose im Museum für deutsche Volkskunde sind mehr als hundert Professoren an der Akademie der Wissenschaften. Zwölf Erwerbslose sind zehntausend, hunderttausend, Millionen, sind das ganze deutsche Volk. Gestern sah ich das ganze besiegte deutsche Volk siegreich im Museum für deutsche Volkskunde. Seit ungefähr zwei Monaten finden *Führungen Erwerbsloser durch die Museen und Galerien Berlins* statt. Arbeitslose, die nicht wissen, wovon sie in der nächsten Woche ihre Frau, ihre Kinder, sich selbst ernähren werden, suchen einen Vormittag lang nicht nach Beschäftigung, wie sonst alle Vormittage. Sie kommen ins Museum, zeigen ihre Erwerbslosenkarte vor, und wenn zehn beisammen sind, fängt das Studium an. Ein Doktor, ein Professor, ein Kunsthistoriker führt und erläutert. Zwölf, zehn, vierzehn Erwerbslose folgen, lauschen, lernen. Ein boshaftes Schicksal kann es zustande bringen, dass dem einen oder dem andern von den Zwölf just an dem Vormittag, an dem er schlesische Spinnrocken aus dem siebzehnten Jahrhundert studiert, eine gut bezahlte Stellung verlorengelht. Er aber studiert schlesische Spinnrocken ...

In der Nähe der Klosterstraße ist die alte Kirche mit dem wunderbaren Glockenklang. Ich glaube, die alten Glocken in dem verstaubten Gestühle oben sind rückwärts lebende Propheten. Es sind gewiss die schönsten Glocken von Berlin. Sie künden nicht die Stunden, sie singen Abschnitte, Psalmen der

Ewigkeit. Wenn sie den zehnten Morgenpsalm gesungen haben, kommen die zwölf Erwerbslosen ins Museum für deutsche Volkskunde.

Es sind zwei Weißhaarige unter den studierenden Erwerbslosen, Setzer oder so. Die legen umständlich ihre Brillen an. Die übrigen sind jünger. Satt sieht keiner aus. In diesen dünnen Paletots friert man sicherlich draußen. Das Museum ist geheizt.

Da der Herr Führer kommt – er hat einen graumelierten Bart und Brillengläser, und er sieht sehr museal aus in seinem sympathisch-altmodischen Cutaway, als käme er soeben aus irgendeinem der alten Museumsschränke –, greifen zwei, drei Hände zögernd zu den Hüten, und einer grüßt, und es ist, wie ein Wieder-jung-werden und Schulknabe-sein und man ist gar nicht mehr Erwerbsloser, und die Erwerbslosenkarte ist ein Schulzeugnis, und man freut sich, wie damals, als man die Bänke verlassen durfte, um mit dem Herrn Lehrer »auf Anschauungsunterricht« zu gehen.

Der Führer spricht von den Unterschieden nieder- und oberdeutscher Wohnkultur. Einer der Erwerbslosen weiß etwas. Er hat auf seiner Reise durch den Norden Deutschlands diese und jene Beobachtung gemacht. Er freut sich, sie mitteilen zu können. Er erzählt, wie ein Schüler, der froh ist, im geeigneten Augenblick etwas unbedingt Wichtiges zu wissen. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn jetzt der Herr Führer sein Klassenbuch hervorzüge: Brav, Schulze, sehr brav!

*

Die Vertreter der Entente müssten einmal zu einem Erwerbslosenunterricht eingeladen werden. Und dann dürfen sie Deutschland die Aufnahme in den Völkerbund verweigern. Weil ein

Volk, dessen Arbeitslose ins Museum studieren gehen, anders ist.

Mit Ludendorff [deutscher General im Ersten Weltkrieg, I. F.] haben wir nicht gesiegt. Sondern mit den Erwerbslosen.

Neue Berliner Zeitung / 12-Uhr-Blatt, 10.12.1920

WENN MAN ARBEIT SUCHT ...

Wer einmal einem bettelnden Invaliden schon statt des verlangten Almosens den Rat gegeben hat, doch »etwas zu arbeiten«, und wer sich über die Höhe der Erwerbslosenfürsorge ärgert, der nehme sich einmal drei Tage Zeit und versuche es, Arbeit zu finden. Stellung suchen gehen, ist viel peinlicher noch, als im Caféhaus von einem Invaliden belästigt zu werden.

Ich suche im *Zentrum* der Stadt und im »*alten Westen*« und in der Nähe des *Alexanderplatzes* jeden Tag drei Stunden. Drei Tage dauerte meine Arbeitssuche. Nach dieser Zeit erwies es sich, dass von etwa *fünfzehn* Besuchen in offenen Läden, Export-, Engrosfirmen und kleineren Unternehmungen nur *drei* – allerdings schwache – Aussichten blieben: Ein Herrenartikelladen hatte mich zum nochmaligen Besuch eingeladen, eine Scherenschleiferei versprach, mir zu schreiben, und der Lagermeister einer großen Kohlenfirma, der meine Körperlichkeit mit eindringlicher Sachkenntnis gemustert und mich wegen zu großer Schwäche abgewiesen hatte, sagte, er würde sich umsehen, ob im Büro noch eine Kanzleikraft gebraucht würde.

Ich begann in der Bülowstraße in einem Laden, in dem Stahlwaren verkauft und Rasierklingen zum Schleifen angenommen werden. In diesem Laden hatte ich einmal eine Taschenschere gekauft und der Inhaber und eine blonde Verkäuferin hatten sich meiner mit besonderer Wärme angenommen. Nun kam ich gegen 5 Uhr nachmittags in einer nicht mehr ganz vorteilhaften Uniform, nahm den Hut in der Tür ab und blieb drei Schritte vor dem Ladentisch stehen. Die blonde Verkäuferin – oh, ich

entsinne mich noch ihrer frühlingshaften Freundlichkeit der »Kundschaft« gegenüber, die damals Handschuhe und ein kultiviertes Zivil trug – sah misstrauisch über eines Herrn Schulter hinweg, der eine Nagelfeile betrachtete. Sie riss bereits mit einer Hand eine Schublade auf, offenbar, um mir Geld zu geben. Aus einer Öffnung in der Ladenwand trat ein Mann, wahrscheinlich der Besitzer. Er trug eine hellgraue Weste und einen Zwicker an einem schwarzen Seidenband. Er hatte graue, kurzgestutzte Haare und einen kleinen, schwarzen Schnurrbart, der so eingefettet war, dass ich ihn riechen konnte. Auf seiner hellen Weste hing ein brauner Öltropfenfleck, wie eine gemalte Träne.

»Ich will kein Geld. Ich bin arbeitslos und möchte bei ihnen arbeiten.«

Der Herr neigte den Kopf, runzelte die Stirn, ließ den Kneifer fallen – der baumelte noch ein bisschen nervös am Bande – und sah mich aus verrenkten Augäpfeln an. Das war sein »prüfender Blick«.

»Waren Sie in der Branche?«

»Nein. – Ich bin Buchhalter von Beruf.«

»Buchhalter! – Können Sie die Herrschaften behandeln?«

»Ja!«

»Wie können Sie das?«

»Ich habe ein gutes Benehmen.«

»Nun, Frida, schreiben Sie seine Adresse auf. Wir werden Ihnen schreiben«, sagte der Mann und setzte den Kneifer auf und sah zu, wie Frida meine Adresse schrieb.

Als ich fort ging, machte ich eine ungeschickte Verbeugung. Frida sah mich an und sagte nichts, und der Inhaber nickte ein paarmal heftig mit dem Kopf, als wäre der am Halse angesetzt und müsste auf seine Haltbarkeit ausprobiert werden.

Ein *Wäscheladen* in der Potsdamer Straße geriet in Aufruhr, als ich um Arbeit bat. Die Besitzerin war dick und trug ein weißes Schürzenkleid mit knisternden Riesenrüschen. Sie fasste mich am Oberarm, drehte mich zur Tür und besah sich dann ihre Hand.

Ein *Handschuhladen* besaß eine nette Verkäuferin, sie sagte: »Leider nichts!« und war sehr ergriffen.

Ein Mann, der mit einem *Handwagen* gegenüber dem Potsdamer Bahnhof stand und Apfelsinen verkaufte, sagte, ich möchte um 8 Uhr wiederkommen, er wolle sehen: »Wenn meine Alte nicht kommt, helfen Sie mir!« Und er gab mir, nachdem er lange gesucht hatte, eine Apfelsine mit einem Grünspanfleck.

Der Kohlenhändler, eigentlich der »Platzmeister« in der Gegend des »Gleisdreiecks« besah mich sehr scharf. Er trug eine bunte Sportkappe mit großem Schild und hatte schwarze Kugelaugen. Er war sehr klein, hüpfte ein bisschen hoch, griff nach meinem Oberarm und sagte: »Neel!« Als ich »Danke!« sagte, rief er: »He!« Ich blieb stehen. »Können Sie gut schreiben?« – und er machte die Bewegung des Schreibens nach. »Ja!« »Ich werde in der Kanzlei nachfragen! Kommen Sie nur vorbei!« – Er meinte natürlich »wieder«. »Ich muss es bestimmt wissen!« – sagte ich. »Sehr wahrscheinlich!« erwiderte der Platzmeister. »Kommen Sie nur vorbei!« Und er winkte mir mit der Hand freundlich, als säße ich im Zuge und er hätte mich zum Bahnsteig begleitet.

Eine *Bankfiliale* in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße. Hinter den messingdrahtvergitterten Scheiben und Schubfenstern sitzen viele Herren und kritzeln. Ein Bote, der das Monogramm seiner Firma auf allen Körper- und Bekleidungsstücken eingraviert hat, als wäre er ein Essbesteck, macht Anstalten, auf

mich zuzukommen. Ich gehe ihm entgegen: »Ich möchte den Herrn Vorstand sprechen.«

Der Herr Vorstand hat spärliches, glattgescheiteltes Haar und ist im Cutaway. Er hält einen Bleistift an die Lippen gepresst und fragt: »Was wünschen Sie?«

»Ich möchte Arbeit!«

»Wir haben keine.«

»Ich bin akademisch gebildet.«

»Können Sie Englisch?«

»Ein wenig.«

»Briefe lesen, übersetzen, Correspondence?«

Er sagt »Correspondence« mit französischer Aussprache. Es ist, als spräche er etwas sehr Gewichtiges. So eingefettet klingt sein »ans«.

»Wahrscheinlich treff ich's.«

»Schreiben Sie ein ausführliches Offert, Curriculum vitae, Beruf, Stellungen und so weiter. Guten Tag!«

Er wedelt mit dem langen Bleistift in der rechten Hand, während er abgeht. Der gravierte Bote geleitet mich zur Tür. –

Drei Lebensmittelgeschäfte in der Nähe des Alexanderplatzes gaben mir verstaubte Gardinen, alte Leberwurst, zwei harte Semmeln. Damit endete meine Arbeitssuche.

Neue Berliner Zeitung / 12-Uhr-Blatt, 2.2.1921

VORSCHLÄGE ZUR BEHEBUNG DER WOHNUNGSNOT

Seit einiger Zeit denkt man daran, *Wolkenkratzer in Berlin* zu bauen. Die Veranlassung dazu böte die ungeheure *Wohnungsnot* und die Inanspruchnahme bürgerlicher Wohnungen durch Behörden, Kommissionen und dergleichen. Gegen die Errichtung von Wolkenkratzern spräche nur der Umstand, dass der Bau sehr teuer wäre. Manche, die es verstehen wollen, behaupten, dass die Zeit für die Wolkenkratzer heute, wenigstens für eine Weile, vorbei sei. Wolkenkratzer, meinen sie, hätten nur dann einen Sinn, wenn es sich darum handeln würde, am kostspieligen Bauterrain zu sparen. Heute nun, da die Baukosten so enorm seien, spiele der Bodenpreis eine im Verhältnis so geringe Rolle, dass man ruhig einfache Häuser bauen könnte, wäre das Material nur billig zu beschaffen.

Nun scheinen aber Wolkenkratzer, außer ihrem Hauptzweck, Raum zu sparen, auch noch andere, nicht minder wichtige Zwecke und Vorteile zu haben. Ihre Errichtung würde zwar viel kosten, aber die *Mietpreise* für Büros, Geschäftshäuser, Kaufläden, Warenhäuser wären entsprechend größer. Die Einrichtung der Wolkenkratzer bietet viel Komfort, einfachen, verhältnismäßig billigen Komfort, und die Reklame, die ein Geschäft dadurch allein schon für sich macht, dass es in einem Wolkenkratzer untergebracht ist, ist nicht gering anzuschlagen.

Und im Übrigen ist es wirklich an der Zeit, den *obdachlosen Mietern* ihre Wohnungen zurückzugeben und Kommissionen

und Behörden in eigens für sie errichteten Räumen unterzubringen. Es ist sinnloseste *Raumverschwendung*, wenn Ämter sich in Wohnungen festsetzen, in denen Badezimmer, Küchen, Dienstbotenzimmer ihren eigentlichen Zwecken entzogen werden. In den meisten Ämtern kann man die Beobachtung machen, dass oft ein einziges Tippfräulein an ihrer Schreibmaschine am Fenster sitzt, während der übrige Teil des Zimmers infolge seiner Lichtlosigkeit nicht als Arbeits-, sondern höchstens als Durchgangsraum benutzt werden kann. Ämter und Büros müssen eigene für ihre Zwecke eingerichtete Räume haben. Das *Problem der Wohnungsnot* wäre mit der Einrichtung von Wolkenkratzern *behoben*.

So erwägen denn die Behörden jetzt, nachdem sie sich zuerst etwas gestärkt zu haben scheinen, ernstlich die Errichtung wenigstens eines Probe-Wolkenkratzers in Berlin. Er könnte im Zeitraum von neun Monaten fertig sein. Die Kosten sind heute schwer zu bestimmen. Die Zahl der Stockwerke spielte dabei keine Rolle. Ob man 8 oder 16 Stockwerke errichtet – das macht im Preis keinen so enormen Unterschied. Jedenfalls müsste das Haus mindestens zehn Stockwerke hoch sein, um den Namen »Wolkenkratzer« tragen zu dürfen.

Die Bezeichnung »Wolkenkratzer« stammt aus der Seemannssprache und bedeutet ursprünglich, die am höchsten angebrachten *Schiffssegel*, die bereits »die Wolken kratzen« können. Das Wesen der Wolkenkratzer aber besteht nicht allein darin, dass sie hoch sind. Es ist vielmehr ein *eigenes Bausystem*, das erst die enorme Höhe der Wolkenkratzer überhaupt möglich macht.

Wollte man ein nach dem einfachen Bausystem errichtetes Haus um so zahlreiche Stockwerke erhöhen, so müssten die

Grundmauern unglaublich stark sein, denn sie hätten die Aufgabe, zu »tragen«. Bei den Wolkenkratzern aber ist das Tragprinzip nicht angewendet. Es ist eine Art Meisenbausystem, wie ein bekannter Berliner Architekt sagt. Jedes Stockwerk ist selbstständig und trägt sich selbst. Man kann einen halbfertigen Wolkenkratzer vom höchsten Stockwerk aus bauen. Die tieferen werden dadurch nicht berührt. Es sind Eisenkonstruktionen, die die Kanten der Häuser bilden, und das Viereck einer Stockwerkmauer ist gleichsam durch eine Diagonale in Dreiecke geschnitten, und also tragfähig und einsturz sicher. Zu Ende des 19. Jahrhunderts wendete Meister *Buffington* in Minneapolis zum ersten Mal dieses System an. Es bewährte sich ausgezeichnet bei Bränden und sogar bei Erdbeben. So dürfte vielleicht die auf den ersten Blick paradox wirkende Tatsache bekannt sein, dass bei dem großen Erdbeben in San Franzisko die Wolkenkratzer allein verschon blieben. Es konnte eben nichts »ein stürzen«, weil jedes Stockwerk sich selbst trägt und die oberen Stockwerke von einer Erschütterung der unteren nicht abhängig sind. Die Mauern sind nicht mehr tragendes Element, nur Füllungen.

Die *Fundamentierung* der Wolkenkratzer muss äußerst solide sein. In Chicago wendete man besondere Sorgfalt an, man grub zwanzig Meter tief, legte häufig flache Schwellroste oder etwa 15 Meter lange Pfähle ein und überdeckte ihre »Köpfe« wieder mit Beton.

Die *Inneneinrichtung* der Wolkenkratzer ist äußerst komfortabel. Ein Wolkenkratzer beschäftigt unter Umständen 20 000 *Hausangestellte*, hat eine eigene Wasserversorgung, Vakuumreinigung, Pumpwerke, Feuerwehrschräuche, und eine eigene Feuerwehrkompanie mit einem Hauptmann. In großen Tanks sind

Wasserreserven vorhanden, von unten aus führen *Steigrohre* nach den Tanks. Die Aufzüge sind natürlich von besonders fester Konstruktion. Die Arbeiter des Wolkenkratzers gehen Tag für Tag zu Fuß alle Stockwerke ab, schichtweise, kontrollieren alle Einrichtungen.

Die Wolkenkratzer sind eigentlich die Ausdrucksform unseres Jahrhunderts. In ihren Pfeilern und Drahtgerüsten schwingt der Triebriemenrhythmus der Gegenwart. Sie sind die Überwindung des Problems von Babel. Siehe da: Man baut Türme, die in den Himmel ragen, Erdbeben kommen, und die Türme von Babel stürzen nicht ein. – Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?

Ich saß mehr als eine Stunde bei dem weitgereisten Architekten, dem Baurat *Jaffé*. Er zeigte mir Bilder vom Eiffelturm, der zart und leise, fast singend gegen den Pariser Himmel anstrebt. Ich sah die riesenhaften Zentauren- und Cyklopenwerke in New York, den Chicagoer Massonic-Tempel, das Ferris-Rad, das sich wie ein ausgestellter Äquator unermüdlich dreht, die Gesamtansicht von East-River, New York aus der Vogelschau. Alles ist unerhört, überdimensional, wuchtig und doch schlank, irdisch und dennoch siegreich zum Himmel schwingend.

Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?

Neue Berliner Zeitung / 12-Uhr-Blatt, 18.2.1921

NÄCHTE IN KASCHEMMEN

Die Romantik der Kaschemmennächte bricht am Bahnhof Alexanderplatz, Ausgang Münzstraße, ein und überwuchert groß, schwellend, die Gegend, ich glaube, die ganze Welt. Zu dem Wesen dieser Kaschemmennächte gehört die Neue Schönhauser Straße, aus deren Pflastersteinen, als wären es Laternenpfähle oder sonst wie der Straße gehörende Gegenstände, Zuhälter und ihre Mädchen wachsen, und auch die Polizeidirektion, deren Tore bereits zu sind und von zwei Grünen bewacht. Die Sehnsucht dieser zwei Schutzpolizisten ist eine Zigarette, die man nicht rauchen darf im Dienst, oder eine Stunde in einem rötlich angehauchten Lokal und nicht eine Dirne, die man abfassen kann, weil ihr Zuhälter nicht rasch genug zur Stelle war, sondern ein Zigarettegeschäft gewissenlos, pflichtvergessen in einer Haustornische abwickelte. Ohne die Weinmeisterstraße, an deren Ecken Gesindel wuchert, kann ich mir die Kaschemmennacht auch nicht denken. Und ganz bestimmt nicht ohne den Spitzel, der in Zivil, aber uniformiert, inkognito und kenntlich, weil seine Schnurrbartspitzen treue Pflichterfüllung und Wachtmeisterdienstzeit verraten, Autorität und Sicherheit in Schritt und Blick, nach den Unsicheren späht. Und wäre er selbst unscheinbarer, mimikryhafter als er ist, an Schritt und Blick allein würde ich ihn erkennen, an der Furchtlosigkeit, in der er aufragt, leise gestützt von einem Schanktisch oder einer Mauer. Die anderen haben keine Furchtlosigkeit, nur Frechheit.

*

Café Dalles

Das Café Dalles in der Neuen Schönhauser Straße 13 hieß einmal Engelspalast. So ändern sich die Zeiten. Es war eine Zeitlang öffentliche Speisehalle, und ich glaube, das ist wohl seine ursprüngliche Bestimmung. Engelspaläste werden nicht von vornherein so gebaut: Mit langen Schlünden, deren äußerstes Ende, wie das Ufer eines weiten Sees, unsichtbar in Rauchnebeln verschwindet; und mit einem zweiten Eingang links, in dem einmal vielleicht ein Separé für Engel außer Dienst war und heute ein Roulettetisch und Roulettespiele an den Wänden hängen, Kästen mit Glasscheiben, mit buntbemalten Ansichtskartenhintergrund, harmlos wie Spielzeuge für die heranreifende Jugend.

Kirsch, der Einbrecher, und Tegler Willy und der Apachenfritz sitzen am Tisch, und gegenüber steht der Herr Wachtmeister. Hinten am Ende des Schlundes sitzt Elle auf irgendjemandes Knien, denn sie hat neue Strümpfe an. Es geht nicht, dass man die neuen Strümpfe nicht zeigt. Sie hat blonde Löckchen ins Gesicht gekämmt. Die Löckchen sind etwas steif und baumeln wie gestärkte Rüschen um das Gesicht. Ich glaube, sie hat keinen anderen Wunsch als den nach einem halbgeleerten Allasch. Mag sie ihn trinken. Mein Freund gibt ihr ein Butterbrot. Ich glaube, sie hat gar keine Wünsche mehr. Neue Strümpfe, einen Allasch und ein Butterbrot. Es ist wirklich ein Engelspalast.

Kirsch (ich weiß nicht, wie er augenblicklich mit der Polizei steht, sein Verhältnis zu dem Wachtmeister lässt auf einen Waffenstillstand schließen) dreht vielleicht eine neue Sache oder er bespricht eine Skatpartie, eine harmlose, oder wird bald hinübergehen, links, wo der Roulettetisch steht. In der Ecke rechts beim Eingang spielt jemand Klavier, und Kirsch

geht Geld einsammeln. Vielleicht fühlt er die Notwendigkeit, sich irgendwie zu betätigen. Alle geben ihm aus Respekt oder weil sie eben geben wollen, obwohl sie das Spiel kaum hören. Die dünnen Klänge sind in Zigarrendunst wie in Wattebäusche eingewickelt. –

*

Das Reeselokal

Das Reeselokal schwimmt in rotem Licht. Alle Lampen tragen dunkelrote Papierservietten um die Schultern, wie Pelerinen, und auf dem Podium spielt die Musik, und die Gäste sind etwas nüancierter. Reese ist das Lokal, in das man *hingeht*. Die anderen sind Lokale, in denen man *sich aufhält*. Man tut gewissermaßen einen tiefen Atemzug, ehe man zu Reese kommt. Und man geht gewöhnlich nach 8 Uhr abends hin. Und die Musik heißt »Konzert«.

Auch kann man bei Reese den Hut abnehmen, und kein Mensch sieht dich an. Und manchmal taucht, niederschwebend aus westlichen Sphären, ein Falschspieler auf. Und nicht etwa Kirsch geht für die Musik einsammeln, sondern ein Mann, der mit kleinen, grünen, nummerierten *Kartons* versehen ist. So ist es bei Reese.

Bei Reese werden die Gäste zwar »höflichst ersucht, sofort zu zahlen«, aber der Kellner hat Anstand genug, sich zu entfernen, wenn man's nicht tut. Bei Reese trägt man auch ein Kostüm, wenn man Dame ist, und manchmal sagt der Kellner wirklich: Die Dame, bitte! Die Dame aber sagt dem Kellner: du. Neue Strümpfe sind bei Reese keine Seltenheit.

Auch steigt man drei Stufen empor in den rückwärtigen Saal, wo man Skat spielt. Und der junge, verlotterte Schauspieler, der

ein ganz begabter Bursche war, ist hier Stammgast. Er sucht sich eine Skatpartie zusammen.

Manchmal mischt sich bei Reese Politik und Verbrechen. Und *Kern* sah ich wieder. Ich kenne ihn von *Budapest* und *Wien* her. Es war eine Zeit der Umstürze, und ich war auch einmal in Ungarn eingesperrt ...

Bei Reese spielt die Kapelle ohne Pause, und sie ist schwarz gekleidet. Es ist zwar kein ausgesprochener Kapellmeister da, aber ein erster Geiger, der mit den Augen dirigiert. Und die Musik spielt gut.

Manchmal ist bei Reese auch ein kleiner Skandal. Aber es sind immer Ehrensachen. Es geht nie ums Geld, sondern um die Frauen.

So ist es bei Reese.

*

Der Albert-Keller

Der Albert-Keller dagegen in der Weinmeisterstraße ist still und ohne Musik und auch nicht in Rot getaucht. Der Besitzer ist ein rumänischer Einwanderer und heißt mit dem Namen Albert. Man versteht den Namen »Albert-Keller«.

Der Albert-Keller hat Stammgäste von einer solchen Dauerhaftigkeit, dass sie sogar ihre Post dort abholen. Gewisse Institutionen des Albert-Kellers erinnern an die eines Literatencafés. Man kann zum Beispiel im Albert-Keller einen ganzen Nachmittag schlafen. Paul schlief gerade die vierte Stunde, als wir ankamen. Er schlief, den Kopf auf dem Tisch, und es war, als sägte er mit der Nase die Tischplatte durch. Neben ihm bewachte Regine, glasbrillantengeschmückt, seinen Schlaf. Paula war mit ihrem Zuhälter da. Der trank ein Glas Bier, klopfte dem

Mädchen die Schulter ab und sagte: Guten Tag. Sie blieb sitzen, in einer schmutzigen Bluse, und trank den Kaffee meines Freundes aus. Vorgestern war sie in der Hirtenstraße in einem feinen Lokal gewesen und hatte guten Kaffee getrunken. Und dieser hier schmeckte ihr gar nicht, pfui! Ein anderes Mädchen lehnte am eisernen Ofen. Sie fror und war still, und wenn sie sprach (sie sagte nur: »Was machst du?«) sah man, dass sie keine Zähne hatte. Ihr Rudolf hat einen plombengefüllten Mund. Es ist gar kein Mund, es ist eine Goldkiste.

Therese ist blond, ganz oxydiert, und ich begleite sie zum Stand am Alexanderplatz. Sie ist augenblicklich in einer Art Krise. Der Rudolf nämlich, dem sein Mädchen eingesperrt wurde, sah sich plötzlich allein, und er engagierte Therese. Inzwischen aber (kaum eine Woche war sie drin gewesen) kam die andere wieder heraus, und die war routinierter, auch üppiger an Gestalt. Sie hatte es bereits im Fußgelenk sozusagen, und war ein unvergleichlich besseres Geschäft. Infolgedessen ließ Rudolf Therese. Sie sucht eine Stütze. »Das ist kein Charakter, der Rudolf«, sagt sie. »Er hätte sich doch mit mir aussprechen können.«

Ja. Ich meine auch, Rudolf ist kein Charakter. Wie kann man nur so aufs Geschäft sehen!

Ich muss Therese beim Abschied den Daumen drücken, damit sie Glück hat. Und dann ist sie zufrieden. Ich glaube, sie ist ein Charakter.

*

Die Zigarrenkiste

Auch die Welt der Kaschemmen hat ihre Symbole und geheiligten Merkmale. Das Abzeichen eines Tambours zum Beispiel

ist eine respektable, ausgewachsene Keule mit Goldtressen. Das Kennzeichen eines Einbrechers ist eine Zigarrenkiste.

In der Zigarrenkiste liegen keine holländischen Zigarren, sondern je nach ihrer Größe: »Tendel« oder »Ellen« oder »Knacker«. Oder »Einfach-Mittelbruch« und »Doppel-Mittelbruch«.

In der Welt der Kaschemmen haben nämlich sogar die Einbruchswerkzeuge ihre Spitznamen. Ein Dietrich heißt »Tendel«, ein Brecheisen »Ellen«, ein Bohrwerkzeug, das allerdings dank dem rapiden Fortschritt der Technik ein überholtes Kulturmittel ist, heißt »Knacker«. Ein Mann, der mit »Knackern« arbeitet, hat bei mir alle Achtung verloren. Er ist zurückgeblieben. Wer etwas auf sich hält, verdient, was er zum Leben braucht, mit Sprengstoffen, Sauerstoffen und Gebläse. Ein Knacker?! – Pfui!

In der Zigarrenschachtel liegen auch »S-Haken«. S-Haken heißen so, weil sie die Form eines lateinischen »S« haben. Für einfache Korridor Türen genügt ein S-Haken. Franz aber hat niemals S-Haken. Einfache Korridor Türen öffnet er mit einem Taschenmesser. Franz hat es weit gebracht!

Franz trägt die Zigarrenkiste immer in der Rocktasche. Franz aber pfeift überhaupt auf Symbole. Er *braucht* keine Zigarrenkiste. Und er ist doch der Franz! ...

Die Zigarrenkiste – sie muss ramponiert sein und abgegriffen und einen widerspenstig gegen die Strippe ankämpfenden Deckel haben – ist das Kenn- und Erkennungszeichen. Es kann nicht etwa eine beliebige Kiste sein! – Eine Zigarrenschachtel gewiss nicht! Es muss eine ganz zweifellose *Zigarrenkiste* sein.

Siehst du: ein Mann, der *ohne* Zigarrenkiste über die Schwelle tritt – was ist er schon? Höchstens Zuhälter! Dem sagt der Wirt so leicht von oben herab: »Na! Wie geht's?« – und es ist so, als würde er dem Ankömmling jede einzelne Silbe aller-